

Oliver Henkel

Kaisertag

Ein Textauszug aus dem
gleichnamigen Roman

© Oliver Henkel, 2002
Alle Rechte vorbehalten
<http://www.kaisertag.com/>

Rückkehr des österreichischen Thronfolgers aus Bosnien.

Am gestrigen Nachmittage trafen S.A.G. Erzherzog Franz Ferdinand und seine Gemahlin auf dem Wiener Südbahnhof ein, wo sie von einer überwältigenden Zahl von Menschen erwartet wurden. Die tags zuvor eingegangene Meldung, daß die Kaiserlichen Hoheiten während ihres Aufenthaltes in Sarajewo zum Ziele zweier Anschläge auf ihr Leben geworden waren, hatte die Bevölkerung Wiens in große Besorgnis versetzt, so daß die Bewohner der Hauptstadt anläßlich der Rückkehr des Thronfolgerpaares zahlreich zusammengeströmt waren, um ihrer Erleichterung und Freude über den glücklichen Ausgang der Vorkommnisse Ausdruck zu verleihen.

Seine Kaiserliche Hoheit äußerte sich gegenüber den gleichfalls in großer Zahl am Bahnhof anwesenden Journalisten nur knapp bezüglich der Anschläge und beschränkte sich auf die Feststellung, das Überleben seiner Gemahlin und seiner eigenen Person sei alleine der Gnade des Allmächtigen zu verdanken. Ferner betonte er, die Geschehnisse jenes Tages hätten ihn in seiner Absicht bestärkt, zu gegebener Zeit die Balkanprovinzen Bosnien und Herzegowina in einen autonomen Staat innerhalb Österreich-Ungarns umzuwandeln, um der fraglichen Region zu der Stabilität zu verhelfen, derer sie bislang entbehre. Der Erzherzog sprach zudem auf das Nachdrücklichste von der dringenden Notwendigkeit, in naher Zukunft die Slawen neben Deutsch-Österreichern und Ungarn zur dritten Säule des Habsburgischen Kaiserreiches zu erheben und den slawischen Untertanen dieselben Rechte und Privilegien zu geben, die ihnen durch die augenblickliche Ordnung des Staates noch verwehrt blieben. Nachdem S.A.G. seine Ansichten formuliert hatte, fuhren er und seine Gemahlin begleitet von den Jubelrufen der nach Tausenden zählenden

den Menge im Automobil zur Hofburg, um S.M. dem Kaiser von ihrem Aufenthalt in Bosnien zu berichten.

Derweil hat Major Ronge vom k.u.k. Militär-Geheimdienst bekanntgegeben, man habe die Attentäter als einem serbischen Geheimbund, gefördert durch das Königreich Serbien, zugehörig identifizieren können. Da aber dem Thronfolgerpaar kein Schaden an Leib und Leben entstanden sei, wolle man auf militärische Vergeltung gegen Serbien verzichten, obgleich Österreich jedes Recht zu Strafaktionen habe. Dieser Entschluß wurde in Paris, Berlin, London und St. Petersburg beifällig begrüßt, allgemein lobte man Österreichs maßvolle Haltung. Die russische Regierung kündigte unterdessen an, jegliche Unterstützung für Serbien und panslawistische Vereinigungen auf dem Balkan mit sofortiger Wirkung einzustellen. Aus Kreisen, die S.M. Zar Nikolaus nahestehten, hörte man, der Zar sei höchst ungehalten über die Tatsache, daß Attentäter es im Namen einer von Rußland geförderten Sache wagten, Hand an Angehörige des ältesten herrschenden Hauses Europas zu legen.

Im Verlaufe des heutigen Tages werden Erzherzog Franz Ferdinand und seine Gemahlin Wien wieder verlassen und sich nach Tirol begeben, um sich dort von den unermesslichen Aufregungen ihrer Reise zu erholen.



Mittwoch, 18. Mai 1988

Friedrich Prieß lehnte sich in seinem knarrenden Bürosessel zurück und betrachtete zufrieden den Papierstreifen in seinen Händen. Es handelte sich um einen Barscheck über 2500 Goldmark, ausgestellt auf seinen Namen und einlösbar bei jeder Filiale der Hamburgischen Commerzbank und Depositen-Casse.

Manchmal gibt es also selbst im Leben eines Privatdetektivs angenehme Momente, dachte er, wobei ein breites Grinsen auf seinem Gesicht erschien. Der erfreu-

lichste Aspekt dieses unerwarteten warmen Geldregens war für Prieß jedoch die Tatsache, daß er sich diese stattliche Summe auf eine Art und Weise verdient hatte, für die er sich nicht einmal zu schämen brauchte. Das war nicht selbstverständlich in einer Branche, in der es vor allem darum ging, heimlich Fotos zu machen, die vor dem Scheidungsgericht als eindeutiger Beweis ehelicher Untreue dienen konnten. Im Endeffekt führten solche Fotografien im Normalfall dazu, daß ein Mensch nicht nur schuldig geschieden, sondern obendrein auch noch gesellschaftlich ruiniert wurde. Es war ein unschönes Gewerbe, in dem man es nur über längere Zeit aushielt, wenn man beizeiten lernte, seine Skrupel zu unterdrücken. Aber nicht einmal diejenigen unter den Privatdetektiven, die sich mit den Jahren einen undurchdringlichen Panzer des Zynismus zugelegt hatten, brachten es fertig, auf ihre Arbeit stolz zu sein.

Diesmal allerdings war ausnahmsweise alles anders gewesen. Friedrich Prieß hatte einen bekannten Hamburger Geschäftsmann vor einer dreifachen Katastrophe gerettet, nämlich vor einem furchtbaren Skandal, der Zerstörung seiner Ehe und einem Prozeß, der seine Existenz vollends vernichtet hätte – vorausgesetzt, daß dann noch etwas zu vernichten gewesen wäre. Und die Sache hatte tatsächlich verdammt ernst ausgesehen: Die Prostituierten von St. Pauli standen nicht gerade im Ruf, zartbesaitet zu sein. Aber wenn innerhalb weniger Wochen gleich ein Dutzend von ihnen übel zugerichtet zur Davidwache kommt, um gegen einen außergewöhnlich perversen Freier Anzeige zu erstatten, dann mußte es sich um einen wirklich ekelregenden Menschen handeln. Und dieser Mensch war ganz offensichtlich der Geschäftsmann aus Blankenese, denn die Beschreibungen aller zwölf Frauen paßten so haargenau auf ihn, daß ein Irrtum unmöglich schien. Der Mann war sich allerdings keiner Schuld bewußt. Er versuchte alles, um die Vorwürfe zu entkräften und war in seiner Verzweiflung schließlich sogar bereit, sich an eine so zwielichtige Gestalt wie einen Privatdetektiv zu wenden. Und so war Friedrich zu dem Auftrag gekommen, um jeden Preis den wahren Täter aufzuspüren.

Privatdetektive fragen nicht nach Schuld oder Unschuld. Sie schaffen

Fakten herbei, mit denen ihre Auftraggeber später machen können, was sie für richtig halten. Es hätte Prieß nicht besonders überrascht, wenn sein Klient tatsächlich der gewalttätige Freier gewesen wäre und auf diese Weise nur versucht hätte, den Verdacht von sich abzulenken. In diesem Beruf mußte man eben damit rechnen, nicht immer für nette Zeitgenossen zu arbeiten, und für das Wühlen im Dreck zahlten meistens diejenigen am besten, die selber keine weiße Weste hatten.

Friedrich Prieß hatte sich also an die Arbeit gemacht, seine Kontakte in Hamburgs Amüsierviertel spielen lassen, den richtigen Leuten die richtigen Fragen gestellt und aus den selten eindeutigen Antworten das Wichtige herausgefiltert. Kriminalbeamte oder gar uniformierte Schutzleute trafen in St. Pauli meistens nur auf eine Mauer sturen, mißtrauischen Schweigens; für fast alle Bewohner dieses Stadtteils war die Polizei nicht Freund und Helfer, sondern ein lästiger Gegenspieler, der ihnen mit immer neuen Schikanen die Geschäfte zu verderben versuchte. Aber für einen Privatdetektiv, der die Spielregeln des Milieus kannte, öffneten sich manche Türen, die den Polizisten verschlossen blieben. Dieser Vorteil gegenüber den Beamten war auch einer der Gründe, weshalb die Behörden der Freien und Hansestadt Hamburg auf Detektive nicht gut zu sprechen waren. Schließlich, nachdem er viel Mühe, Hartnäckigkeit und Geduld investiert hatte, wußte Prieß, daß sein Klient tatsächlich zu Unrecht unter Verdacht stand. Er hatte nämlich den wirklichen Täter aufspüren können, einen Bootsbauer aus der Hafengegend des Stadtviertels Hammerbrook, der dem Geschäftsmann so verblüffend ähnlich sah, daß man ihn für seinen Zwillingbruder hätte halten können. Daß der Mann ernsthaft gefährlich war, hatte Prieß am eigenen Leib erfahren müssen, als er ihn in seinem Schrebergarten mit den Beweisen konfrontierte. Glücklicherweise hatte er für diesen Besuch ausnahmsweise seine alte Armeepistole eingesteckt. Sie war zwar wie immer ungeladen gewesen, aber ihr bloßer Anblick hatte ausgereicht, um den vor Wut rasenden Bootsbauer in letzter Sekunde davon abzuhalten, ihm den Schädel mit einem Spaten einzuschlagen. Später war der Mann beim Polizeiverhör zusammengebrochen und hatte ein volles Geständnis abgelegt. Der Schrecken der Pros-

tituierten war somit dingfest gemacht, Prieß! Auftraggeber war dem Zusammenbruch seines gesamten Lebens entronnen und die gute Gesellschaft Hamburgs konnte wieder aufatmen, weil es ja nun doch keiner aus ihren Kreisen war, der diese Scheußlichkeiten begangen und die sorgsam gepflegte Kulisse der Wohlanständigkeit angekratzt hatte. Alles war bestens. Auch für Friedrich Prieß, der soeben mit der Morgenpost per Einschreiben das verdiente Honorar für seine Anstrengungen erhalten hatte. Er genoß noch einmal den Anblick des Schecks, dann steckte er das kostbare bläuliche Stück Papier in seine Brieftasche, die er wiederum in der Innentasche seines Jacketts verschwinden ließ.

2500 Mark, dachte sich Prieß und wippte ein wenig mit seinem klobigen Bürosessel, *eine schöne Stange Geld. Jetzt muß ich nur noch sehen, was ich damit anfangen.*

Das Vernünftigste wäre es sicher gewesen, das Büro von Grund auf renovieren und neu einrichten zu lassen. Die Räume befanden sich im obersten Stockwerk des beeindruckenden Kontorhauses in der Mönckebergstraße 11, direkt unterhalb des Dachbodens. Es war nicht schwer gewesen, sie zu mieten, denn die Nachfrage war trotz der guten Lage an Hamburgs wichtigster Geschäftsstraße nicht groß: Der Fahrstuhl führte nicht bis zu dieser Etage, und keine seriöse Firma hätte ihren Kunden zumuten wollen, das letzte Stück die unbequeme Treppe hinaufsteigen zu müssen. Trotz dieses Mankos war die Miete, zumindest für Prieß! Verhältnisse, immer noch exorbitant; aber die noble Adresse auf den Visitenkarten und im Telefonbuch war es ihm wert, einige Einschränkungen in Kauf zu nehmen. Wegen der Kosten für seine Geschäftsräume fehlte ihm für eine Wohnung, selbst eine billige in einer der heruntergekommenen Mietskasernen in Dulsberg, das Geld. Also begnügte er sich mit dem Hinterzimmer seines Büros, in dem er sich einigermaßen wohnlich eingerichtet hatte. Es war zwar weder geräumig noch komfortabel, doch dafür wohnte er so zentral wie nur wenige Hamburger.

Der ständige Mangel an finanziellen Mitteln schlug sich natürlich auch in der Einrichtung nieder. Kaum etwas war neu, fast alles trug mehr oder weniger deutliche Gebrauchsspuren. Das galt für die drei hohen Aktenschränke,

deren scheußlicher stumpfgrüner Lack schon übel zerschrammt war, genauso wie für den sperrigen alten Schreibtisch aus dunklem Holz, das ihn gut doppelt so schwer erscheinen ließ, als er ohnehin schon war. Genaugenommen gab es in diesem Büro nur zwei Dinge, die nicht alt und abgenutzt waren: Zum einen das glänzend schwarze Bakelit-Telefon auf dem Tisch, das ein Techniker der Reichspost erst zwei Wochen zuvor als Ersatz für den defekten vorherigen Apparat installiert hatte. Zum anderen das gerahmte offizielle Porträtfoto des jungen Kaisers Wilhelm V., das erst seit gut einem Jahr an der Wand gegenüber der Fenster hing. Es war nicht gerade billig gewesen, aber die Erfahrung hatte Friedrich Priëß gezeigt, daß es auf potentielle Klienten vertraueneinflößend wirkte, wenn sie hier das Bild des Monarchen vorfanden. Als der Großvater im letzten März verstorben war und der Enkel den deutschen Thron bestieg, hatte Priëß daher den Kauf eines neuen Kaiserbildes als notwendige Investition in sein Geschäft angesehen. Außerdem hatte er den Rahmen des alten Fotos wiederverwenden können.

Mit dem frisch verdienten Geld dieses Büro ein wenig aufzupolieren war also ein sehr vernünftiger Gedanke. Um so schneller schob Priëß ihn beiseite. Ihm gefiel der Raum so, wie er war; diese verbrauchte Schäßigkeit war seine Referenz an die Privatdetektive aus den amerikanischen Kriminalfilmen, die auch immer in einer solchen Umgebung dargestellt wurden. Er fühlte sich den billigen Schnüfflern aus den düsteren Detektivromanen Raymond Chandlers und Stephen Kings innerlich verbunden, und wenn für seine Vorbilder aus Film und Literatur ein solches Ambiente angemessen war, dann schien es ihm auch für sich selber passend. Ganz abgesehen davon, daß sich für 2500 Goldmark weitaus reizvollere Verwendungszwecke finden ließen, als damit Tapeten zu kaufen. Im Parterre des Geschäftshauses befand sich eine Dependance des Reisebüros Heinrich Kissinger & Cie., und jeden Tag sah Friedrich Priëß dort im Schaufenster das großformatige, farbenprächtige Plakat, mit dem die Deutsche Luftschiffahrts-AG für ihre Vergnügungsfahrten nach Südamerika warb. Es zeigte einen strahlend weißen DELAG-Kreuzfahrtzeppelin, der gerade über den Zuckerhut hinweg-

schwebte und auf Rio de Janeiro zuhielt, das mit den langen Stränden, dem glitzernden Ozean und dem hell schimmernden Häusermeer tief unter ihm lag. Brasilien! Brasilien, das Land des ewigen Sommers. Wo ständig die süßlichen Düfte tropischer Blumen in der warmen Luft lagen, und wo exotisch schöne Frauen mit endlos langen schwarzen Haaren aufregende zweiteilige Badeanzüge trugen...

Priëß seufzte, ohne es zu merken. Wann hatte er zum letzten Mal Urlaub gemacht? Er versuchte sich zu erinnern. Es mußte jetzt gut acht Jahre her sein, und es war furchtbar gewesen. Eine Woche in Cuxhaven, wo der Strand angefüllt war mit biedereren Familien aus Bremen und Hamburg. Dieses Fegefeuer gutbürgerlicher Langeweile an der kühlen Nordsee hatte ihn so reizbar gemacht, daß seine damalige vorübergehende Verlobte ihn noch vor dem letzten Tag des Urlaubs verlassen hatte. Es war also wirklich an der Zeit, endlich für bessere Ferienerinnerungen zu sorgen. Priëß' Entschluß stand fest: Er würde ohne zu zögern in das Reisebüro hinuntergehen und eine Zeppelin-Reise nach Rio buchen.

Gerade wollte er aus dem Drehsessel aufstehen, als er Schritte hörte. Sie drangen zwar nur gedämpft vom Korridor durch die Tür, aber sie kamen näher. Nur die hohen Absätze von Damenschuhen konnten so auf den Fliesen klappern. Und wer immer die Frau war, die dort durch den Flur ging, sie wollte wahrscheinlich zu ihm; keines der übrigen Büros in der obersten Etage war vermietet.

Gerade jetzt! dachte Priëß und verzog mißmutig den Mund. Er wollte keinen neuen Auftrag, nicht zu diesem Zeitpunkt. Er wollte nur möglichst bald seine Reise nach Brasilien buchen und für einige Wochen keine untreuen Ehemänner bespitzeln müssen. *Mal sehen, wie ich sie schnell und elegant abwimmeln kann.*

Die Schritte waren jetzt ganz nah. Hinter dem Milchglaseinsatz der Tür zum Korridor erschien eine Silhouette, die Priëß für einen Moment stutzen ließ. Der Schatten schien ihm zu einem schlanken Mann mit breitkrempigem Hut zu gehören. Flüchtig zuckte ihm die Frage durch den Kopf, was das wohl für ein Mann sein mochte, der Stöckelschuhe trug und die Dienste

eines Privatdetektivs brauchte.

Dann klopfte es, nicht laut, aber fest. Noch bevor Friedrich Prieß reagieren konnte, wurde schon die Klinke hinuntergedrückt und die Tür öffnete sich.

Es war dann doch eine Frau, die den Raum betrat. Und dazu noch eine sehr attraktive, wie Prieß feststellte. Ihr Gesicht war gleichmäßig, aber nicht langweilig, ihre dunklen Augen verrieten Intelligenz und Aufmerksamkeit. Die schwarzen Haare trug sie im Nacken zusammengesteckt, und auf dem Kopf saß ein weicher Hut, wie ihn sonst Männer trugen; allerdings erfreuten sich Hüte mit maskuliner Note seit längerer Zeit besonders bei Geschäftsfrauen großer Beliebtheit. Dazu paßte das elegante graue Kostüm mit dem wadenlangen engen Rock und dem tailliert geschnittenen Blazer nach Art eines Herrenjacketts. Die Frau mochte etwa Mitte Dreißig sein, und wenn sie auf der Straße an ihm vorübergegangen wäre, hätte Prieß sich sicher nach ihr umgedreht. Doch zwei Dinge an ihr beunruhigten ihn: Sie trug am Arm einen schmalen Trauerflor aus schwarzer Seide, und auf dem Gesicht mit den wachen Augen lag ein Ausdruck, den er nicht einordnen konnte. Es schien wie eine Mischung aus Entschlossenheit und unbestimmtem Zorn, der sein Ziel noch nicht gefunden hatte. Der Detektiv ahnte, daß diese Frau nicht zu ihm gekommen war, weil sie belastende Fotos ihres Gatten benötigte.

»Herr Friedrich Prieß?« sagte sie. Es war eine Frage, aber der Tonfall ließ keinen Zweifel daran, daß sie sich absolut sicher war, mit wem sie sprach.

»Der bin ich«, antwortete Prieß. Er stand zur Begrüßung kurz von seinem Stuhl auf. Dabei wies er auf einen der zwei Sessel vor dem Schreibtisch. »Bitte nehmen Sie doch Platz. Wie kann ich Ihnen behilflich sein, Frau...?«

»Diebnitz. Franziska Diebnitz«, antwortete die Frau und setzte sich. In der kurzen Pause, die dabei entstand, ließ sie ihren Blick rasch durch das Büro schweifen. Es war, als ob sie Anhaltspunkte dafür suchte, wie sie den Mann vor sich einzuschätzen hatte.

»Franziska Diebnitz? Dann sind Sie vermutlich mit dem Besitzer der Kunsthandlung Diebnitz verwandt?«

»Das könnte man sagen. Ich bin die Eigentümerin«, antwortete sie, wobei für einen winzigen Augenblick die Andeutung eines Lächelns auf ihren Lippen zu sehen war. Doch es verschwand so schnell wieder, wie es gekommen war.

Prieß hätte sich am liebsten auf die Zunge gebissen. Er kannte natürlich den Namen von Hamburgs zweitgrößter Kunsthandlung, aber er hatte sich kaum je Gedanken darüber gemacht, wem sie wohl gehören mochte – und wenn doch, dann hatte er sich den Besitzer als einen älteren Herren mit Bauchansatz, wenig Haaren und einer teuren kubanischen Zigarre vorgestellt. Daß die Galerie einer attraktiven Frau gehören könnte, war ihm nicht eine Sekunde in den Sinn gekommen. Er wollte sich schnell entschuldigen, aber noch bevor er passende Worte finden konnte, sprach Franziska Diebnitz schon weiter:

»Sie haben einen Bekannten von mir gerade erst aus einer schlimmen Situation gerettet. Er ist sehr erleichtert und redet in den letzten Tagen ständig darüber. Nach dem, was ich dabei über Sie gehört habe, arbeiten Sie verlässlich und sorgfältig. Daher habe ich mich entschlossen, mich auch an Sie zu wenden.«

Daß seine Klienten ihn im Freundeskreis weiterempfahlen, war Prieß bislang nicht gewohnt gewesen. Einen Privatdetektiv zu engagieren war etwas Unfeines, über das die Auftraggeber schamhaft schwiegen und woran sie später auch nicht erinnert werden wollten. Diese neue Erfahrung gefiel Prieß.

»Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen in meine Fähigkeiten, Frau Diebnitz. Bitte, fahren Sie doch fort und schildern Sie mir, in welcher Angelegenheit Sie meine Dienste wünschen.«

»Mein Mann ist tot«, sagte sie mit einer Sachlichkeit, die man leicht für Kälte hätte halten können. »Man fand ihn vor sieben Tagen mit einem Kopfschuß, seiner Pistole in der Hand und einem Abschiedsbrief. Es hieß, er hätte eindeutig Selbstmord verübt.«

»Mein tief empfundenen Beileid zu Ihrem Verlust«, meinte Friedrich Prieß. »Ich vermute, Sie wünschen, daß ich in Erfahrung bringe, mit wel-

chen Personen ihr verstorbener Gatte vor seinem Freitod Umgang hatte?«

»Nein«, entgegnete sie, und obwohl sie das Wort weder laut noch scharf aussprach, klang es für Prieß wie ein Peitschenknall. »Ich will, daß Sie den wirklichen Grund für seinen Tod herausfinden. Ich glaube nicht, daß er sich selbst das Leben genommen hat.«

Prieß sah Franziska Diebnitz überrascht an. »Dann denken Sie, er wurde ermordet?«

»Ermordet oder zum Selbstmord gezwungen, es wäre ein und dasselbe. Er war nicht die Art Mensch, die vor Problemen davonläuft. Er stellte sich ihnen, wie groß sie auch sein mochten. Alles andere hätte seinem Charakter widersprochen.«

Ähnliches hatte Friedrich Prieß schon öfters von Frauen gehört, die ihm in seinem Büro gegenüber gesessen hatten. Sie alle hatten ihm versichert, ihre Ehemänner in- und auswendig zu kennen und nur deshalb einen Detektiv zu konsultieren, weil sie völlig sicher sein wollten, daß an dem Gerede, das ihnen zu Ohren gekommen war, kein Wort der Wahrheit entsprach. Fast alle diese Frauen waren dann aus allen Wolken gefallen, wenn er ihnen beweisen mußte, daß sie ihre Männer wohl doch nicht so gut kannten, wie sie geglaubt hatten. Doch er hütete sich davor, Franziska Diebnitz auch nur durch das Zucken einer Augenbraue zu verraten, daß er solchen felsenfesten Überzeugungen kein großes Gewicht mehr beimaß.

»Ich verstehe«, erwiderte er. »Können Sie mir Genaueres über Ihren verstorbenen Gatten und die Umstände seines Dahinscheidens sagen?«

»Sein Name war Gustav Theodor Diebnitz und er war Oberst im RMA«, antwortete die Witwe.

Der Detektiv runzelte unwillkürlich die Stirn und beugte sich ein wenig vor, als ob er plötzlich befürchtete, jemand könnte das Gespräch belauschen. »Sie sagten wirklich RMA? Das Reichsamt für Militärische Aufklärung?«

Franziska Diebnitz hatte eine solche Reaktion offenbar erwartet und nickte zur Bestätigung. Prieß wäre es lieber gewesen, sie hätte sich nur versprochen gehabt. Über das RMA, den militärischen Geheimdienst des Generalstabs, kursierten zahllose Gerüchte und Legenden. Selbst wenn nur ein

Hundertstel davon auf Wahrheit beruhte, blieb immer noch das Bild einer fast allmächtigen Organisation, die ihre Augen und Ohren überall hatte. Das mußte sie auch, wenn sie das Deutsche Reich vor ausländischen Spionen und Verrätern im Innern schützen wollte, wie es ihre Aufgabe war. Trotzdem war es ratsam, nicht die Aufmerksamkeit des RMA zu erregen. Und Prieß hatte das ungute Gefühl, bereits in diesem Augenblick diese simple Grundregel zu verletzen.

»Er hatte seit zwei Monaten eine neue Aufgabe am Physikalischen Forschungsinstitut Lübeck, nachdem er die letzten Jahre die Sicherheitsabteilung der Marineversuchsanstalt hier in Hamburg geleitet hatte«, fuhr sie fort. »Seit seiner Versetzung haben wir uns nur selten gesehen, da er nur alle drei Wochen für einige Tage hierher nach Hause kam. Die meiste Zeit wohnte er in Lübeck.«

Bei der Erwähnung Lübecks fühlte Prieß sich, als hätte er unerwartet in eine Zitrone gebissen. Aber er ließ sich nichts anmerken und unterbrach Franziska Diebnitz nicht.

»Vor einer Woche, am elften Mai, suchte mich ein Beamter der Kieler Kriminalpolizei auf und teilte mir mit, daß mein Mann am Morgen des selben Tages außerhalb Lübecks tot aufgefunden worden sei. Man hatte seinen Körper abseits bewohnten Gebiets entdeckt, er lag neben seinem Dienstwagen.«

»Ich sehe«, sagte Prieß. »Aber was ist mit dem Abschiedsbrief, den Sie erwähnten? Was stand darin? Das könnte von Bedeutung sein.«

Anstelle einer Antwort öffnete die Witwe ihre Handtasche und zog ein Blatt Papier hervor, das sie Prieß reichte. Es handelte sich um die Agfographie eines kurzen handschriftlichen Textes.

»Dies ist der Abschiedsbrief. Er lag auf dem Fahrersitz seines Automobils. Die Kieler Polizei hat ihn mir gestern ausgehändigt, und das auch nur, nachdem ich mit einer Beschwerde in Berlin gedroht habe. Falls Sie lieber das Original sehen möchten, kann ich es Ihnen bringen lassen.«

Der Detektiv schüttelte den Kopf. »Nein, ich denke, diese Fotokopie sollte ausreichen. Wenigstens im Augenblick.« Dann machte er sich daran, die

wenigen Sätze zu lesen, was dank der klaren, fast schon kantigen Schrift nicht schwer fiel:

Geliebte Franziska,

es tut mir unendlich weh, Dir auf diese Weise Schmerzen zu bereiten, doch ich sehe keinen anderen Ausweg mehr. Ich habe mir moralische und sittliche Verfehlungen zuschulden kommen lassen, die uns, sollten sie jemals bekannt werden, in Schande stürzen würden. Das möchte ich Dir ersparen, und aus diesem Grunde wähle ich den einzigen Weg, der mir noch bleibt. Mein Tod wird Dich, so hoffe ich, davor bewahren, zusammen mit mir in den Abgrund der Unehre gerissen zu werden.

Dein Dich liebender Gustav

Nachdem Friedrich Priß den Brief zweimal sorgfältig durchgelesen hatte, legte er die Kopie beiseite. Er überlegte für einige Sekunden, um die Frage, die er Franziska Diebnitz stellen wollte, so taktvoll wie möglich zu formulieren. Dann kam er jedoch zu der Überzeugung, daß diese Frau es vermutlich am meisten schätzte, wenn man unumwunden sagte, was man meinte. Also fragte er:

»Frau Diebnitz, welche 'moralischen und sittlichen Verfehlungen' meinte Ihr Mann, als er diesen Brief schrieb?«

Ihre Antwort folgte sofort: »Ich habe nicht die geringste Vorstellung. Und Sie dürfen mir glauben: Ganz gleich, was es gewesen sein sollte – er hätte sich nicht in den Tod geflüchtet.«

»Auch nicht, um Sie dadurch zu schützen?«

»Dann wäre er erst recht nicht diesen Weg gegangen. Sehen Sie, er war ein Mann, der immer versucht hat, alles unter Kontrolle zu halten und lenken zu können. Mit seinem Tod hätte er aber genau das Gegenteil erreicht, denn er hätte unmöglich mit Sicherheit vorkalkulieren können, wie sich die Dinge nach seinem Selbstmord weiterentwickeln würden. Hätte er mich vor irgend etwas beschützen wollen, dann hätte er um nichts in der Welt auf eine so endgültige Weise alle Möglichkeiten, selber einzugreifen, aus der Hand gegeben.«

Priß wollte etwas erwidern, aber ihm fiel nichts ein, das er hätte entgegensetzen können. Er mußte sich eingestehen, daß Franziska Diebnitz absolut einleuchtend argumentierte – vorausgesetzt, sie irrte sich nicht, was den Charakter ihres verstorbenen Ehemanns betraf.

»Ich habe natürlich versucht, das auch der Polizei zu erklären«, fuhr sie fort, »und habe die Verantwortlichen dort gebeten, genauere Ermittlungen anzustellen. Daraufhin ließ man mich sehr schroff wissen, daß ich mich gefälligst nicht in polizeiliche Angelegenheiten einzumischen hätte und daß Art und Umfang der Untersuchungen, die man durchführte, mich nicht zu interessieren hätten. Da ich also von offizieller Seite wohl keine Unterstützung erwarten kann, habe ich mich nun entschlossen, mich an Sie zu wenden.«

»Ihr Vertrauen ehrt mich natürlich«, meinte Priß nachdenklich, »aber ob ich Ihnen bei dieser Sache von Nutzen sein kann...«

»Sie werden es versuchen.« Sie sah ihn direkt an, und es gelang Priß nicht, ihrem Blick auszuweichen. »Machen Sie sich keine Gedanken über Ihre Bezahlung. Falls Sie sich bereit erklären, für mich zu arbeiten, werden Sie tausend Mark erhalten. Ich will die Wahrheit wissen. Wenn Sie mir eindeutige Beweise bringen, daß mein Mann sich tatsächlich aus Verzweiflung erschossen hat und seine Beweggründe herausfinden, dann werde ich mich damit abfinden müssen, ihn nie wirklich gekannt zu haben. Sollten Sie jedoch auf Hinweise stoßen, daß sein Tod tatsächlich, wie ich fest überzeugt bin, andere Ursachen hatte, dann wünsche ich, daß Sie alles aufdecken. Unabhängig davon, welche dieser beiden Möglichkeiten sich als zutreffend erweisen sollte, werde ich Ihnen ein Erfolgshonorar von neuntausend Mark zahlen.«

Priß konnte kaum glauben, daß er eine so enorme Summe angeboten bekam. Aber er hätte auch sicher nicht ablehnen können, wenn Franziska Diebnitz nur einen Bruchteil dieses Betrages genannt hätte; ihre Ausstrahlung von Willensstärke ließ jeden Gedanken an Widerspruch absurd erscheinen.

»Ich akzeptiere«, meinte Priß nach einem kurzen Augenblick des Zö-

gerns, »und nehme Ihren Auftrag an.«

»Ich habe nichts anderes erwartet, Herr Prieß.« Sie entnahm ihrer Handtasche ein kleines Notizbüchlein mit rotbraunem Einband. »Hier finden Sie alle Informationen, die Sie benötigen könnten: Die Adresse der Wohnung meines Mannes in Lübeck, die Umstände seines Todes, soweit ich darüber in Kenntnis gesetzt wurde ... und falls Sie etwas wissen müssen, das ich hier nicht verzeichnet habe, können Sie mich jederzeit anrufen. Meine Telefonnummern stehen auf der ersten Seite.«

Sie übergab dem Detektiv das Notizbuch. Dann erhob sie sich aus dem Sessel, strich sich den Rock glatt und wandte sich zum Gehen. Prieß stand gleichfalls auf, eilte um den Schreibtisch und öffnete ihr die Tür.

»Noch etwas«, sagte Franziska Diebnitz, als sie gerade auf den Korridor hinaustreten wollte. »Lassen Sie sich Zeit. Ich will keine schnellen Ergebnisse, ich will sichere Ergebnisse. Guten Tag.«

Dann verließ sie den Raum. Prieß schloß die Tür, ging zurück zum Tisch und ließ sich wieder auf den Drehstuhl sinken. Für eine Weile saß er nahezu regungslos und kaute in Gedanken versunken an einem Bleistift. Erst jetzt wurde ihm langsam klar, worauf er sich eingelassen hatte. Zunächst einmal bereitete ihm Unbehagen, daß es um einen Toten ging – Leichen waren Aufgabe der Polizei, nicht seine. Mit Toten hatten allenfalls seine fiktiven amerikanischen Kollegen auf der Kinoleinwand zu tun, und das brachte sie ja auch regelmäßig in lebensbedrohliche Schwierigkeiten. Dann kam noch hinzu, daß es sich um einen hochrangigen Geheimdienstoffizier handelte, was bei Friedrich Prieß ein undefinierbares Gefühl der Beklemmung entstehen ließ. Die Grundlage, die er für seine Ermittlungen hatte, waren die unbestimmten Ahnungen einer Witwe, die ihrem Mann keinen Selbstmord zutraute und mit der die zuständigen Polizeibehörden ein wenig taktlos umgegangen waren. Sonst nichts.

Er legte den Bleistift aus der Hand, stand vom Stuhl auf und ging hinüber zum Fenster. Er sah hinaus, aber von dem geschäftigen Treiben tief unter sich in der Mönckebergstraße nahm er nichts wahr. Seine Gedanken waren noch immer bei dem, was ihm Franziska Diebnitz gesagt hatte. Oder viel-

mehr, *wie* sie es ihm gesagt hatte. Sie schien wirklich hundertprozentig von jedem ihrer Worte überzeugt zu sein, und das hatte auch seine Wirkung auf Prieß nicht verfehlt.

Er faßte sich an den Kopf und fuhr sich durch das an den Schläfen bereits leicht ergrauende Haar. *Verdammt, wie konnte ich bloß diesen Fall annehmen? Ein Toter, und dann auch noch vom RMA ... Fritz, das ist nicht dein Spielfeld! Ich habe mich von ihrer selbstbewußten Art einwickeln lassen...*

Er bemühte sich, diesen Gedanken schnellstens wieder abzuschütteln und versuchte, sich selber zu überzeugen, daß er keine andere Möglichkeit gehabt hatte. Franziska Diebnitz war zweifellos einflußreich und hatte einen großen Bekanntenkreis in Hamburgs Oberschicht. Falls sie mit seiner Arbeit zufrieden sein sollte, würde sie ihn sicher weiterempfehlen. Vielleicht würde sich die Art der Aufgaben, für die man Prieß engagierte, dann nicht wesentlich ändern – aber er würde dafür wenigstens erheblich besser bezahlt werden als bisher. Hätte er Franziska Diebnitz' Auftrag aber abgelehnt, dann hätte er sich von dieser Aussicht verabschieden können. Er hatte also einfach annehmen müssen; zumindest wollte Prieß es so sehen.

Für einige Minuten starrte er noch abwesend aus dem Fenster, dann atmete er tief durch und ging in das Hinterzimmer des Büros. In dem spärlich möblierten Raum standen kaum mehr als ein Bett, von dessen Metallgestell die Farbe abblätterte, ein runder Eßtisch mit zwei unterschiedlichen Stühlen, ein wuchtiger Kleiderschrank mit überladenen Verzierungen im Geschmack vergangener Jahrzehnte, ein recht großes und überfülltes Bücherregal sowie eine Anrichte, auf der nebeneinander eine Elektrokochplatte, ein billiges Radio und ein Brotkasten standen. Mitten dazwischen lag ein Buch mit einem aus einer Zeitschrift gerissenen Steifen Papier als Lesezeichen; auf dem zerknickten Schutzumschlag stand in kantigen Buchstaben *Der Zeppelin – Geschichte, Technik und Verwendung*. In der Ecke summte ein klotziger elektrischer Kühlschrank, der noch recht neu war und daher wie ein Fremdkörper zwischen all den gebrauchten, abgenutzten Einrichtungsgegenständen wirkte. Daneben führte eine Tür zur Toilette, die Prieß nun betrat.

Möglicherweise würde er die nächsten Tage in Lübeck verbringen müss-

sen, um dort Nachforschungen anzustellen. Er nahm seine Zahnbürste und die Tube Colgate von der Ablage über dem Waschbecken; in einfachen Hotels konnte er sich zwar mit der furchtbaren Seife abfinden, sogar mit den harten Handtüchern – seine eigenen waren schließlich auch nicht besser –, aber die ekelhafte Zahncreme, die dort immer gratis bereitlag, mied er wie der Teufel das Weihwasser. Dann kehrte er in den Wohnraum zurück und schaltete im Vorbeigehen das Radio ein. Ein großes Jazz-Orchester spielte eines der schwungvollen, leicht schrägen amerikanischen Stücke mit reichlich Saxophonklängen, die besonders bei der Jugend immer beliebter wurden.

Während die Melodie im eilzugartigen Rhythmus voranwirbelte, holte Prieß den Koffer vom Schrank, legte ihn geöffnet aufs Bett und begann, für die nächsten Tage zu packen. Als er gerade einen kleinen Stapel Unterhosen verstaute, wurde im Radio die Musik ausgeblendet und die gleichmäßige Stimme eines Sprechers war zu hören:

»Sehr geehrte Rundfunkteilnehmer, meine Damen und Herren. Es ist elf Uhr, Sie hören die Nachrichten vom NORAG-Sender Hamburg. In der vergangenen Nacht wurde beim dritten terroristischen Anschlag in der Provinz Schleswig-Holstein seit Monatsbeginn die Schleibrücke bei Lindaunis durch eine heftige Explosion zerstört. In unmittelbarer Nähe fand man eine von den Tätern zurückgelassene Lee-Enfield-Pistole sowie ein Bekenner schreiben der terroristischen Organisation ‚Freunde Jütlands‘. In dem Schreiben wurde erneut die Forderung nach einer Abtretung Schleswig-Holsteins an Dänemark erhoben und mit weiteren Anschlägen gedroht...«

Verfluchte Dänen, dachte Prieß und zog ärgerlich die Augenbrauen zusammen. *Wenn's denen bei uns nicht paßt, warum geben die dann nicht einfach nach Dänemark? Ich würde dieses beschissene Bombenlegerpack nicht vermissen!*

»Reichsaußenminister von Lenschow warf der dänischen Regierung vor, die Terroristen zu decken und insgeheim zu unterstützen, was ein Sprecher des königlich dänischen Ministerrats zurückwies. Und nun zu Meldungen aus dem Ausland. In Großbritannien setzten sich auch gestern die Unruhen in mehreren Zentren der Textilindustrie fort...«

Friedrich Prieß hörte schon nicht mehr zu, er war mit den Gedanken bei anderen Dingen. Er schloß den Deckel des Koffers und blätterte dann in Franziska Diebnitz' Notizbuch, bis er gefunden hatte, was er suchte:

In Groß Grönau lag die Leiche also ... dann werde ich da auch anfangen. Wo war das eigentlich nochmal? Ach ja, südlich von Lübeck, an der Straße nach Ratzeburg.

Da er das Buch schon in der Hand hielt, warf er auch noch einen Blick auf Gustav Diebnitz' knapp umrissene Biographie. Viel stand dort nicht über das Leben des Obersten, aber es reichte für ein grobes Bild von dem Leben des Menschen, dessen Tod er untersuchen sollte. Prieß erfuhr, daß Diebnitz 1931 in Neubrandenburg geboren und zwanzig Jahre später in die preußische Armee eingetreten war. 1963 hatte man ihn zum Reichsamt für Militärische Aufklärung versetzt, und elf Jahre danach war er zum Oberst befördert worden. Ebenfalls 1974 hatte er auch Franziska Martens geheiratet, und seit jenem Jahr war er ohne Unterbrechung in Hamburg stationiert gewesen, bis er vor kurzem eine neue Aufgabe am Physikalischen Forschungsinstitut Lübeck erhalten hatte. Ende der Liste.

Prieß steckte das Notizbuch ein und dachte über das auf einige magere Stichworte reduzierte Leben des toten Gustav Diebnitz nach. Es war langweilig, fast enttäuschend.

Na schön, was habe ich erwartet? Daß der Mann auf geheimen Missionen durch den Dschungel Indiens geschlichen ist, waghalsige Verfolgungsjagden und gefährliche Schießereien mit feindlichen Agenten miterlebt hat?

Interessant war höchstens ein Punkt: Oberst Diebnitz war bei seiner Hochzeit dreiundvierzig Jahre alt gewesen. Da Prieß sich ziemlich sicher war, was das Alter seiner Witwe anging, konnte er sich ein sarkastisches Grinsen nicht verkneifen. Der gerade beförderte und nicht mehr ganz junge Gustav Diebnitz war also mit einem Mädchen vor den Traualtar getreten, das damals knapp über Zwanzig war.

Frischfleisch für den Herrn Oberst, dachte Prieß. Er nahm den Koffer, schaltete das Radio aus und ging zurück in sein Büro. Dort holte er sich den Trenchcoat und den breitkrempigen Hut vom Kleiderständer. Den Hut setzte er auf, aber den Mantel warf er sich nur über den Arm; dieser Mai war der

wärmste seit Jahrzehnten, und das eher hochsommerliche Wetter sollte sich laut Vorhersage auf absehbare Zeit nicht ändern. Für den Bruchteil eines Momentes spielte er mit dem Gedanken, die ungeladene Mauser-Pistole aus der Schreibtischschublade zu holen und mitzunehmen; aber dann entschied er, daß es dafür absolut keinen Grund gab. Mit einem letzten Griff in die Hosentasche überzeugte er sich, daß er seine Autoschlüssel bereits bei sich hatte. Nach Lübeck gelangte man zwar am billigsten und bequemsten mit den Eiltriebzügen der Lübeck-Büchener Eisenbahn, die stündlich vom nahen Hauptbahnhof abfuhren; doch Friedrich Prieß rechnete damit, eine ganze Reihe von Personen und Orten aufsuchen zu müssen. Er setzte sich ungern hinter das Steuer, besonders zu Überlandfahrten, aber er wollte in Lübeck nicht auf Straßenbahnen und kostspielige Taxis angewiesen sein.

»Also gut«, sagte er halblaut zu sich selbst, »dann will ich mich mal auf den Weg machen.«

Er ging aus dem Büro, zog die Tür hinter sich zu und schloß ab.

Friedrich Prieß verließ das Kontorhaus durch den hinteren Ausgang und gelangte so direkt zu seinem Auto, das im Schatten des schlanken gotischen Backsteinturms der Jakobikirche parkte. Der Wagen war weder besonders neu noch schön, im Gegenteil. Es handelte sich um eine 66er Brennabor Havelland Limousine, die schon zu ihren besten Zeiten nicht beeindrucken gewesen war und die jetzt, da der Rost an mehreren Stellen durch den stumpf gewordenen dunkelgrünen Lack brach, erst recht keine Augenweide mehr darstellte. Außerdem hatte sie noch den steilen Kühler, die freistehenden großen Scheinwerfer und die kantigen Formen, die mittlerweile hoffnungslos veraltet wirkten. Die modernen Autos hatten sich von diesem schwerfälligen Äußeren längst zugunsten elegant geschwungener, stromlinienförmig glatter Karosserien verabschiedet. Einen einzigen Vorteil hatte der alte Brennabor für Prieß: Er konnte ihn sich leisten. Die Steuern für Personenwagen waren im Deutschen Reich so hoch, daß man fast glauben konnte, mit ihrer Hilfe sollten die Menschen vom Autofahren abgehalten werden. Nur Fahrzeuge, die älter als zwanzig Jahre waren, wurden milder

besteuert. Daher schätzte Friedrich Prieß sich glücklich, dieses Auto zu besitzen.

Er warf Koffer und Trenchcoat auf den Beifahrersitz, nahm hinter dem Steuer Platz und fuhr los. Aber schon dreißig Meter weiter, als er in die Mönckebergstraße einbiegen wollte, versperrte ihm ein Schutzmann den Weg. Zurücksetzen, um auf die parallel verlaufende Steinstraße auszuweichen, konnte er jetzt nicht mehr; im Rückspiegel sah er den grimmigen Kühlergrill eines Lastwagens, der mit bullerndem Motor dicht hinter ihm stand. Prieß stützte sich also mit den Unterarmen auf das Lenkrad und wartete gezwungenermaßen. *Schön dämlich von mir*, dachte er und ließ die Fingerknöchel knacken. *Ich hab' doch gewußt, daß heute Mittwoch ist. Aber nein, ich bin ja mit dem Kopf schon ganz woanders.* Zweimal pro Woche, an jedem Montag und Mittwoch, marschierten drei Kompanien des 76. Infanterieregiments aus der Neuen Kaserne in Borgfelde quer durch die Innenstadt zum Heiligengeistfeld, um dort Gefechtsformationen einzuexerzieren. Hamburgs verkehrsreichste Straße wurde jedesmal gesperrt, damit die Füsiliere flott vorankamen: Autos, Straßenbahnen, Lieferwagen, Pferdehufwerke, Motorräder – alles hatte dann stillzustehen und, falls nötig, Platz zu machen für die dreihundert Mann in des Kaisers Rock.

Prieß' Geduld wurde nicht lange strapaziert. Durch das heruntergekurbelte Fenster hörte er bereits die unverkennbare Mischung von Geräuschen, mit denen sich Marschkolonnen schon von ferne ankündigten. Langsam lösten sich aus dem dicht verfilzten, lauter werdenden Klangteppich die hell rollenden Trommeln, die schrillen Querflöten und das harte Stampfen von hunderten im exakten Gleichschritt marschierenden Infanteristen heraus. Kurz darauf zogen die Kompanien dann auch vorüber, an der Spitze die Pfeifer und Trommler mit den rot-silbernen Schwalbennestern der Heeresmusiker an den Schultern. Ihnen folgten die Füsiliere des 2. Hanseatischen Infanterie-Regiments Nr. 76 in den preußischen Uniformen, die seit über hundert Jahren das charakteristische Bild des deutschen Soldaten prägten. Sie trugen schwarze Pickelhauben mit blankpolierten Messingbeschlägen, dazu tiefblaue Waffenröcke mit roten hohen Kragen. Die Hosen und das

glänzende Lederzeug der Männer waren schwarz, und alle hatten den schweren Karabiner 98 geschultert. So marschierten sie vorbei, während ihre Stiefelsohlen im Takt auf das Straßenpflaster knallten. Auch wenn er es von seinem Auto aus nicht verfolgen konnte, wußte Prieß doch aus Erfahrung ganz genau, wie die Reaktionen der Zuschauer am Straßenrand aussahen. Die Reservisten und Gedienten nahmen Haltung an, die Dienstmädchen vergaßen für einen Moment die eiligen Einkäufe, die sie eigentlich erledigen mußten und bewunderten lieber den schneidigen Leutnant, der auf seinem Schimmel neben der Kolonne ritt. Und diejenigen, die es zu eilig hatten, um stehen zu bleiben, verfielen unbewußt in den Gleichschritt zum Dessauer Marsch.

Ein Glück, daß ich nicht mehr zu dem Verein gehöre, ging es Friedrich Prieß durch den Kopf. Aber wirklich glücklich sah er nicht aus.

Das Schauspiel dauerte nur wenige Minuten, dann waren die Soldaten vorbeigezogen. In den Schutzmann, der die ganze Zeit strammgestanden hatte, kam wieder Leben; mit einer ungeduldigen Handbewegung forderte er Prieß auf weiterzufahren. Der Detektiv trat aufs Gaspedal. Er hatte schon genug Zeit verloren.



Ein Service von SF-Fan.de – Oktober 2002 – <http://www.sf-stories.de/>

© Oliver Henkel – Alle Rechte vorbehalten!

Kontakt: o.henkel@gmx.de

Diese Fassung ist ausschließlich zum Download und zur persönlichen Lektüre bestimmt. Eine Weiterverbreitung ist ausdrücklich untersagt.

»Kaisertag« von Oliver Henkel

Eine andere Welt...

Es ist das Jahr 1988. In Deutschland herrscht Kaiser Wilhelm V., die Soldaten tragen Pickelhauben und die Dienstmädchen weiße Schürzen. Wer es sich leisten kann, reist per Zeppelin in die Kolonien in Afrika oder im Pazifik, und für die weniger Begüterten gibt es die Platzkonzerte der Militärkapellen. Eine wohlgeordnete Welt, die sich seit über sieben Jahrzehnten kaum verändert hat und die für die Ewigkeit geschaffen zu sein scheint...

... und ein Mord

Der Hamburger Privatdetektiv Friedrich Prieß zögert zunächst, als ihm die schöne Witwe Franziska Diebnitz einen nicht alltäglichen Auftrag anbietet. Alles deutet darauf hin, daß ihr Mann sich das Leben genommen hat, aber sie ist fest davon überzeugt, daß er in Wirklichkeit ermordet wurde. Doch so verlockend die Summe ist, die sie Prieß zahlen will, wenn er die Wahrheit herausfindet - Detektive machen normalerweise einen großen Bogen um Tote, und das erst recht, wenn der Verstorbene ein hoher Offizier des allmächtigen Reichsamtes für Militärische Aufklärung war. Schließlich aber gewinnt die Aussicht auf ein märchenhaftes Honorar die Oberhand, und Prieß fährt in die Freie und Hansestadt Lübeck, um dort Nachforschungen anzustellen. Bald schon muß er einsehen, daß er ohne Hilfe nicht weit kommen wird und bittet seine frühere Verlobte Alexandra Dühning, jetzt Polizeipräsidentin von Lübeck, um Unterstützung. Gemeinsam finden sie heraus, daß Oberst Diebnitz tatsächlich Opfer eines Mordes wurde. Doch das ist nur der Anfang einer Reihe von unglaublichen Entdeckungen, der sie auf die Spur rätselhafter Machenschaften bringt. Und es dauert nicht lange, daß Prieß am eigenen Leibe erfahren muß, wie gefährlich dieser Auftrag ist...

Oliver Henkel

»Kaisertag«

392 Seiten, SC, 1 Landkarte

ISBN 3-8311-4481-8

www.kaisertag.com